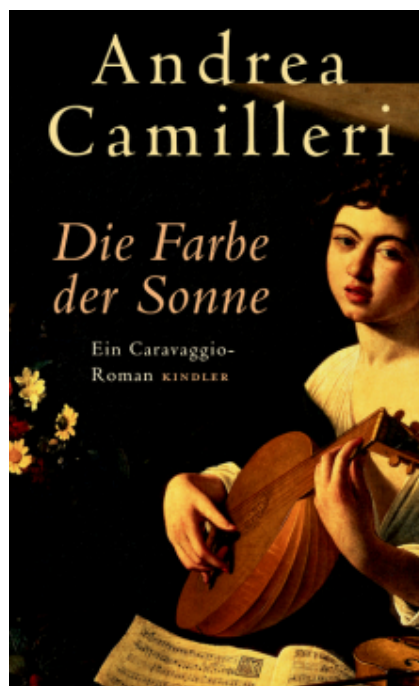


k.

Leseprobe aus:

Andrea Camilleri

Die Farbe der Sonne



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt

Was mir widerfuhr	9
Einige Bemerkungen vorab	35
I Malta	39
II Girgenti und Licata	65
III Syrakus	77
IV Nach Messina	87
V Messina	95
VI Palermo	105
Zum Schluss	113
Anmerkung	119
Bildnachweise	123

Was mir widerfuhr

Im Spätfrühling 2004 machte ich mich von Rom nach Syrakus auf, um mir die Aufführung einer antiken Tragödie anzuschauen, die mich wegen der Neuartigkeit und Eigenwilligkeit der Inszenierung sehr interessierte und deshalb auch ein gewisses Aufsehen in der Presse erregt hatte. Das Wort «Aufsehen» ist möglicherweise übertrieben angesichts des geringen Interesses, das Fernsehen und Zeitungen heutzutage gegenüber allem bekunden, was mit Kunst zusammenhängt, doch immerhin ist diesem Theaterstück ein gewisser Raum zugestanden worden. Genug, um mich neugierig werden zu lassen.

Zudem war ich seit fast fünfzig Jahren nicht mehr in Syrakus gewesen, und auf gewisse Weise sehnte ich mich danach, dieses Theater wiederzusehen, in dem ich in jungen Jahren an einer Euripides-Inszenierung hatte mitarbeiten dürfen. Bekanntermaßen finden die Aufführungen in dem ebenso einzigartigen wie magischen Teatro Greco bei Tageslicht statt, vom Nachmittag bis zum Sonnenuntergang, und sind in der Regel zahlreich besucht.

Aber es gab noch einen anderen Grund, warum es mich gedrängt hatte, nach Sizilien zu fahren. Ich musste für einen Roman, an dem ich gerade arbeitete, den Klang des catanischen Tonfalls ins Ohr bekommen, und so hatte ich mir gedacht, dass ich am Samstagnachmittag in Syrakus ankomme, die Aufführung besuche, Montagmorgen in aller Frühe nach Catania weiterreise, dort

den ganzen Tag verbringe und mit dem letzten Flugzeug abends wieder nach Rom zurückkehre.

Kaum hatte ich das Hotel betreten, erlebte ich eine unangenehme Überraschung. In der Empfangshalle erwartete mich ein Mitarbeiter eines lokalen Fernsehsenders mit entsprechender Kameraausrüstung. Offensichtlich hatte der Portier die Nachricht von meinem Eintreffen weitergegeben. Der Journalist befragte mich über meinen neuen Roman und wollte anschließend wissen, ob ich auch am Montag noch vor Ort sei, weil er mich in diesem Fall zur Eröffnung einer neuen Buchhandlung einladen wolle. Ich dankte ihm, sagte ihm aber, ich würde leider schon am Montagvormittag wieder abreisen. Der Journalist setzte mich freundlicherweise davon in Kenntnis, dass das Fernsehinterview mit mir schon am selben Abend ausgestrahlt werde. Ich fühlte mich ein bisschen erschöpft und zog mich daher auf mein Zimmer zurück, bis es dunkel wurde. Als es Zeit war, Abend essen zu gehen, machte ich mich auf nach Ortigia, wo es, wie ich wusste, ein gutes Restaurant gab, das seinem Ruf in der Tat alle Ehre machte. Danach setzte ich mich in ein Straßencafé und bestellte ein Eis. Gelegentlich nickte mir grüßend ein Passant zu, der mich erkannt hatte, zwei oder drei kamen sogar auf mich zu und gaben mir die Hand.

Am nächsten Morgen gegen zehn Uhr erhielt ich einen Anruf von einer mir unbekanntem jungen Frau. Sie erklärte mir, sie habe aus dem Fernsehinterview mit mir erfahren, dass ich in der Stadt sei; sie studiere an der Universität von Catania Literaturwissenschaften und stehe kurz vor dem Abschluss ihrer Examensarbeit über einen meiner historischen Romane, König Zosimo. Ob ich so freundlich sei, ihr ein Interview zu gewähren.

Ich brachte es nicht fertig, ihre Bitte abzulehnen. Sie erwies sich zwar als eine angenehme und intelligente junge Frau, nahm

mich aber trotzdem für mehr als zwei Stunden in Beschlag. Ich hatte gerade noch Zeit für ein Mittagessen und eine halbstündige Siesta, dann musste ich mich auch schon auf den Weg ins Theater machen.

Als ich ankam, befanden sich die meisten Zuschauer, eine unglaubliche Menge an Menschen, bereits auf ihren Plätzen und warteten auf den Beginn der Aufführung. Zum Glück hatte ich mir meine Eintrittskarte schon ein paar Tage zuvor vom Hotelportier besorgen lassen.

Als ich endlich unter großen Mühen meinen Platz erreicht hatte, der durch ein buntes Kissen auf dem bloßen Stein gekennzeichnet war, sah ich, dass der Platz links neben mir noch frei war. Was mich insgeheim hoch erfreute, denn es bedeutete, dass ich ein bisschen mehr Bewegungsfreiheit haben würde und weit aus bequemer sitzen könnte als die anderen Zuschauer, die auf engstem Ellbogenkontakt aneinandergespreßt waren.

Meine Hoffnung auf ein kleines bisschen Bewegungsfreiheit hielt nur kurz an, denn unmittelbar vor Beginn der Aufführung wurde der Platz neben mir aufs unerfreulichste besetzt: von einem gut im Fleische stehenden, leicht apoplektisch wirkenden, verschwitzten und schnaubenden Individuum, dessen rechte Hinterbacke beim Hinsetzen nur mit knapper Not an meinem linken Bein vorbeischrämte. Ich rückte, so gut ich eben konnte, zur Seite – und dieser Mensch entschuldigte sich nicht einmal! Seinem Aussehen nach zu urteilen – zerschlissenes blaues Jeanshemd, rotes Halstuch, wirres Haar, üppig wuchernder Schnauzbart und eine gewisse, sozusagen zur Schau gestellte Vulgarität der Bewegungen (es reichte mir schon, mit ansehen zu müssen, wie er sich die Nase schnäuzte) – hatte dieser Mann wenig bis gar nichts mit einem kulturellen Ereignis wie der Inszenierung einer antiken Tragödie zu tun. Er machte den Eindruck, als wäre er gerade

mit dem Abladen von Fischkisten am Markt fertig geworden und gleich darauf ins Theater gelaufen, ohne sich die Zeit zu nehmen, seine Arbeitskleidung zu wechseln und sich zu waschen.

Zum Glück befanden wir uns unter freiem Himmel, und kurz darauf trug tatsächlich ein lindes, sehr willkommenes Lüftchen den Fischgeruch von mir weg in die entgegengesetzte Richtung. Bevor die Aufführung, die sich als weitaus weniger spektakulär herausstellte, als ich gedacht hatte, zu Ende war, stand er auf und ging.

Ich dagegen war wohl der letzte Zuschauer, der das Theater verließ. Ich kann mich noch gut an das Spiel der Schwalben bei Sonnenuntergang erinnern, als sie tief zwischen den Bühnenaufbauten aus Pappmaché hin und her flogen und diese auf geheimnisvolle Weise real erscheinen ließen, durchtränkt mit echten Schmerzensschreien, mit echtem Blut.

Für diesen letzten Abend in Syrakus hatte ich eine Einladung zum Essen bei Freunden angenommen, die ich schon lange nicht mehr gesehen hatte. Draußen vor dem Theater war ich einen Moment unschlüssig, ob ich den langen Fußweg in Richtung Ortigia auf mich nehmen oder zuerst ins Hotel gehen sollte. Ich entschloss mich, ins Hotel zu gehen, vor allem, um mich umzuziehen, denn es kam mir vor, als würde der Anzug, den ich anhatte, noch immer nach Fisch stinken.

Als der Portier mir meinen Zimmerschlüssel aushändigte, sagte er, dass vor wenigen Minuten jemand angerufen habe, der wissen wolle, ob ich schon zurück sei, allerdings habe er weder seinen Namen noch seine Telefonnummer hinterlassen wollen.

Es handelte sich wohl um nichts Wichtiges, sonst hätte der Anonymus mich sicher in die Lage versetzt, ihn zurückzurufen. Ich ging in mein Zimmer hinauf. Groß war die Überraschung, als ich meine drei Habseligkeiten von einem Anzug in den anderen

unpacken wollte und feststellte, dass in der linken Jackentasche meines Theateranzugs ein Zettel steckte. Ich konnte mich aber nicht erinnern, ihn eingesteckt zu haben.

Der Zettel, eine nachlässig herausgerissene halbe Seite aus einem Rechenheft, war «An den Schriftsteller Andrea Camilleri» adressiert und hatte weder Absender noch Unterschrift. Der Text bestand aus dem Zeitadverb «sofort», dem Infinitiv «telefonieren» und einer Telefonnummer. Und dann gab es da noch ein PS, das nicht unbedingt beruhigend auf mich wirkte:

Aus einer öffentlichen Telefonzelle anrufen

Mir war völlig klar: Diesen Zettel musste mir der schreckliche Mensch in die Tasche gesteckt haben, der im Theater neben mir gesessen hatte und garantiert nur zu diesem Zweck dorthin geschickt worden war.

Der Portier, den ich gleich darauf antelefonierte, bestätigte meinen Verdacht: Ja, am Vorabend, während ich beim Abendessen war, habe eine Frau angerufen und nach der Nummer meines Sitzplatzes im Theater gefragt. Aus dem Fernsehen habe sie von meiner Ankunft in der Stadt erfahren, erklärte er, und versuchen wollen, einen Platz neben mir zu ergattern.

Ich bat den Portier, die Auskunft anzurufen und sich Namen und Anschrift desjenigen geben zu lassen, dem die Telefonnummer auf dem geheimnisvollen Zettel gehörte. Kurz darauf rief der Portier mich zurück: Die Auskunft sei nicht in der Lage gewesen, meiner Bitte zu entsprechen, die Nummer sei nicht im Telefonbuch verzeichnet, also offenbar geheim.

Gleich fing ich an, etwas Mysteriöses hinter der ganzen Geschichte zu wittern. Ich schreibe bekanntermaßen Kriminalromane und neige schon von Berufs wegen dazu, in jedem Um-

stand, der nicht eindeutig geklärt, ja, in jedem kleinsten Winkel, der nicht von sonnenhellem Licht ausgeleuchtet ist, alle möglichen Machenschaften und Ränke zu erblicken.

Von dieser plötzlich erwachten Neugier getrieben, zog ich mich schnell an, verließ das Hotel und wählte in der ersten Telefonzelle mit funktionierendem Apparat die Nummer, die auf dem Zettel stand. Das Telefon klingelte lange, und ich wollte schon wieder auflegen, als eine durchaus zuvorkommende, allerdings auch irgendwie autoritär klingende Männerstimme antwortete:

«Hallo, wer ist da?»

Ich beschloss, mit verdeckten Karten zu spielen, erst recht, weil allmählich die Gefahr drohte, dass ich viel zu spät bei meinen Freunden eintreffen würde.

«Hören Sie, ich bin ...»

«Keine Namen! Ich spreche. Sind Sie derjenige, dem ein Zettel mit dieser Nummer zugesteckt wurde?»

«Ja.»

«Gut. Ich bin derjenige, der dafür gesorgt hat, dass Sie die Nummer erhalten.»

«Dann würde ich gerne wissen ...»

Der Mann unterbrach mich augenblicklich.

«Lassen Sie mich reden, bitte! Wäre es Ihnen möglich, bis morgen Abend in Syrakus zu bleiben und erst übermorgen wieder abzureisen?»

Er wusste also, dass ich beabsichtigte, am nächsten Vormittag nach Catania zu fahren – was ich im Übrigen auch dem Fernsehreporter erzählt hatte. Ich muss gestehen, die Neugier verschlang mich jetzt geradezu.

«Solange es um etwas geht, das die Sache wert ist ...»

Der Mann lachte.

«Und ob es das ist!»

«Können Sie mir eine Vorstellung davon geben, worum ...?»

Die Stimme wurde barsch:

«Verzeihen Sie, aber diese Unterhaltung dauert eh schon zu lange. Gehen Sie jetzt zu Ihren Freunden zum Abendessen!»

Wie zum Teufel konnte er von der Einladung meiner Freunde wissen? Davon hatte ich dem Fernsehmenschen nun wirklich nichts gesagt!

«Wie wollen wir verbleiben, Signor ...?»

Er ignorierte meine Aufforderung, mir seinen Namen zu verraten.

«Morgen früh um neun wird auf dem Hotelparkplatz ein Auto auf Sie warten. Es wird eine halbe Stunde dort stehen. Keine Minute länger. Falls Sie nicht auftauchen sollten, werde ich Sie nicht länger behelligen. Aber bitte rufen Sie dann niemals mehr diese Nummer an!»

Er legte auf, ohne sich zu verabschieden.

An diesem Abend war ich für meine Freunde wohl kein sonderlich unterhaltsamer Gesprächspartner. Ich war ständig mit den Gedanken woanders, ich wiederholte mich, zwei- oder dreimal verlor ich sogar den Faden, während ich sprach. Sosehr ich mich auch bemühte, es gelang mir nicht, an etwas anderes zu denken als an die geheimnisvolle Verabredung am folgenden Tag.

Beim Abschied konnte ich in den Gesichtern meiner Freunde so etwas wie Wehmut und Verlegenheit lesen: Ganz sicher hatten sie mich dramatisch gealtert gefunden.

Bevor ich zu Bett ging, nahm ich eine doppelte Ration Schlaf-tabletten, anderenfalls, so viel war klar, würde ich die ganze Nacht kein Auge zumachen.

Um neun Uhr am nächsten Morgen, ich war soeben von meinem Zimmer gekommen, sagte mir der Portier, dass ein Wagen auf dem Parkplatz auf mich warte, ein schwarzer BMW.

Ich ging hinaus. Es war ein herrlicher Maimorgen mit kristallklaren Farben.

Sogleich wurde ich unangenehm berührt: Der Mann, der auf mich gewartet hatte und mir nun die hintere Wagentür aufhielt, war derselbe, der im Theater neben mir gesessen, derselbe, der mir den Zettel mit der Telefonnummer in die Tasche gesteckt hatte. Immerhin, stellte ich fest, trug er dieses Mal ein Jackett – das hoffentlich nicht nach Fisch stank.

«Buon giorno», begrüßte er mich und sah mich an, als hätte er mich noch nie zuvor gesehen. Er reichte mir ein Blatt Papier mit einer Nachricht, die ich las, während das Auto losfuhr.

Verehrter Professor Camilleri,
ich danke Ihnen, dass Sie meine Einladung angenommen haben.

Bitte entschuldigen Sie die Unannehmlichkeiten, die auf Sie zukommen werden, sie sind leider unvermeidlich. Ich werde Ihnen alles erklären.

Bis bald.

Ich wollte das Blatt mit der Nachricht gerade in meine Tasche stecken, als der Fahrer sagte:

«Geben Sie es mir!»

«Was?»

«Das Blatt.»

Ich gab ihm das Papier zurück. Das Lenkrad mit den Ellbogen steuernd, zerriss er es in lauter kleine Schnipsel, die er aus dem Fenster warf. Danach machte er den Mund nicht mehr auf. Als wir außerhalb von Syrakus waren, entschloss ich mich zu fragen:

«Können Sie mir sagen, wohin wir fahren?»

Immer noch kein Wort. Hatte er mich nicht gehört? Oder tat

er nur so? Leicht irritiert tippte ich ihm mit dem Finger auf die Schulter, um ihn in die Lage zu bringen, mir antworten zu müssen.

«Was?»

Ich wiederholte meine Frage.

Auch dieses Mal antwortete er mir nicht. Stattdessen zog er ein Handy aus der Tasche und hielt es absichtlich so, dass ich die Nummer nicht erkennen konnte, welche er, ohne auf die Tasten zu blicken, in den Apparat eingab. Er sprach so leise, dass ich lediglich ein unverständliches Murmeln hörte, aber ganz offensichtlich holte er die Erlaubnis ein, mir unseren Bestimmungsort zu nennen.

«In die Gegend von Bronte», sagte er schließlich.

Mir wurde klar, dass es keinen Sinn hatte, ihm weitere Fragen zu stellen. Also beschloss ich, die Fahrt lieber zu genießen, die nun durchaus nicht kurz sein würde, wenn wir von Syrakus aus bis an die Hänge des Ätna gelangen sollten.

Über Bronte, wo ich noch nie war, wusste ich nur wenig, und das Wichtigste für mich war, dass dort Pistazien angebaut wurden, die ich für mein Leben gern aß und noch immer esse. Weiterhin wusste ich, dass ein bourbonischer König es zum Herzogtum erhoben und dem englischen Admiral Nelson geschenkt hatte und dass Nino Bixio dort 1860 eine ungeheuer grausame Niederwerfung des Bauernaufstands durchgeführt hatte. Die Bauern hatten nämlich geglaubt, die Ankunft Garibaldis bedeute gleichzeitig das Ende der Rechte von Landbesitzern. Außerdem hatte ich eine Novelle von Giovanni Verga über diesen Bauernaufstand gelesen und erinnerte mich auch vage, einen Film über das Thema gesehen zu haben.

Die Fahrt dauerte länger, als ich vermutet hatte, weil mein Chauffeur es sich in den Kopf gesetzt hatte, nur die kleinsten Nebenstraßen zu benutzen, die oft in einem so elenden Zustand wa-

ren, dass er nahezu Schrittempo fahren musste. Doch ich wagte nicht, ihn nach den Gründen dafür zu fragen.

Zum Glück bot die Landschaft eine schöne Abwechslung. Der Boden ist hier reich an Wasservorkommen und daher beinahe beschämend fruchtbar, ganz anders als die dürren gelben Weiten in der Gegend von Agrigent, wo ich geboren bin und meine frühe Jugend verbracht habe.

Von Bronte war noch nichts zu sehen. Nur ein Hinweisschild, auf dem stand, dass es noch zwei Kilometer bis dorthin seien. Doch wenige Meter hinter diesem Schild hielt der Fahrer plötzlich an, stieg aus, öffnete die hintere Wagentür und setzte sich neben mich. Verwundert blickte ich ihn an.

«Was ist los?»

«Ich muss Ihnen das hier anlegen.»

Er zog ein großes rotes Tuch aus der Tasche, das sich durch seinen penetranten Fischgeruch sogleich zu erkennen gab: Es war das, das er sich tags zuvor um den Hals geknotet hatte.

«Ist das denn wirklich notwendig?»

«So soll ich's machen, hat man mir gesagt, und also mach ich's so.»

Seine Jacke klaffte auf, sodass ich den Schaft einer Pistole an seinem Hosenbund erkennen konnte. Das war ja zu erwarten gewesen! Der Mann legte mir das Tuch über die Augen und verknotete es in meinem Nacken. Dann hörte ich, dass er ausstieg.

«Sie müssen sich auf den Rücksitz legen.»

Waren das die «Unannehmlichkeiten», von denen in der Nachricht die Rede gewesen war? Andererseits hatte ich mich ja auf dieses Spiel eingelassen, ich konnte mich also jetzt schlecht dagegen wehren (und, ich gestehe es, ich wollte es auch gar nicht).

Ich tat, wie mir befohlen wurde. Der Mann nahm wieder auf dem Fahrersitz Platz, und wir fuhren los.